

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 20

Artikel: Alte Winkel aus Schwarzenburg

Autor: Schwarz, Fritz

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636445>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

so wie die Lehrlinge in den Mühlwerken? Ob er nun wieder den ganzen Tag im Bureau sitzen mußte und seufzte: „Hier erstickt ich“, wie er es zu Hause getan hatte? Zum Geburtstag erlaubten die Eltern Lisbeth jeweilen, ihm zu gratulieren, und es kam immer ein kurzer, herzlicher Brief an sie zurück; den bewahrte sie in einer verschlossenen Kassette auf, die ihre Reliquien barg.

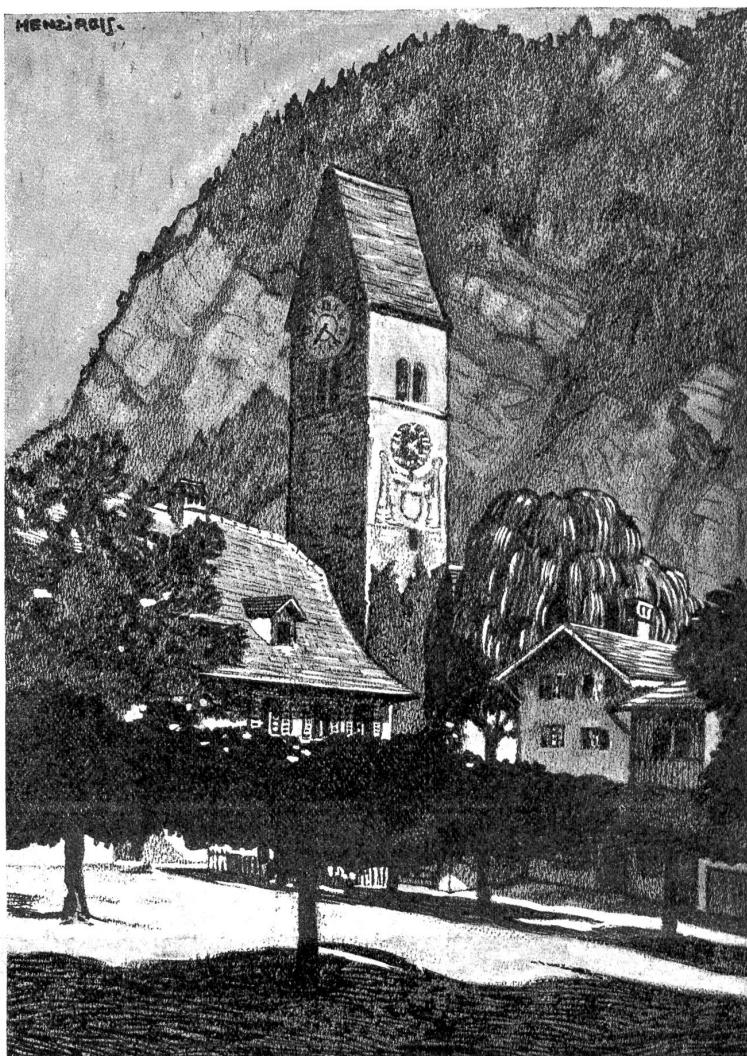
Mit den Eltern sprach sie nicht über den Bruder. Sein Name hatte jetzt, wenn sie ihn nannten, einen Klang, der ihr weh tat; und sie selber sah doch noch immer Christians traurige Miene am Abend, bevor er verschwand, vor sich und bemitleidete ihn darum. Aber diese Empfindung war auch die einzige, in der sie nicht mit Vater und Mutter übereinstimmte. Sonst war ihr in allem der Eltern Meinung Gesetz.

Die Familie hatte sich seit Christians Flucht noch enger zusammengeschlossen. Von Lisbeth wurde jeder schädliche Einfluß ferngehalten. Sie machte keinen Ausgang, von dem die Eltern nicht wußten; sie empfing keinen Brief, den nicht die Mutter las. Ihre beste Freundin, Eva Altmann aus der „Blume“, war eine Verwandte und in der Familie des Bürgermeisters wie zu Hause.

Über Erwins Erziehung brauchten sich die Eltern nicht viel Gedanken zu machen. Er war wegen seines schwächeren Körpers ein kleiner Stubenhocker geworden; wenn er nur seine Bücher hatte, so war er zufrieden. Er brachte gute Zeugnisse nach Hause, und die Phantasien, die er aus seinen Büchern schöpfte — Ritterabenteuer und Meerfahrten, die ihm so lebendig waren, als hätte

er sie selber erlebt — kramte er nur vor Lisbeth aus, die

und die Augen in die Ferne gerichtet. Erwin war von seinem Vater zum Juristen bestimmt. (Fortsetzung folgt.)



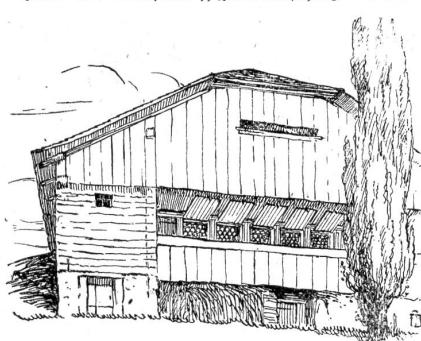
E. Henziross.

Unterseen.

Alte Winkel aus Schwarzenburg.

Von Fritz Schwarz. (Illustrationen aus E. Friedli „Guggisberg“.)

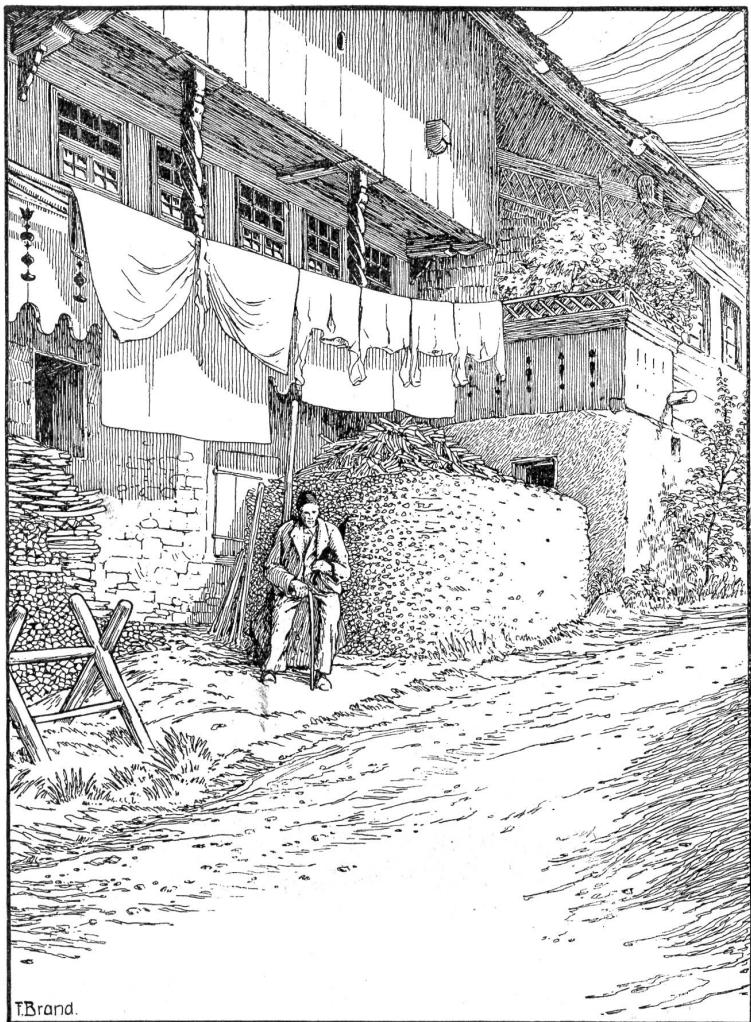
In Schwarzenburg gibt's von den ältesten Blockhausbauten bis zum modernsten „Heimatschutz“-Bau alle Über-



Chrachers zu Rüslegg. (Selläden zum herunterklappen.)

gänge. Hinzu kommt dann noch, daß zwei äußerlich ganz verschiedene Typen lustig durcheinander vorkommen. Wäh-

rend der burgundische Bauer seine Häuser breit und niedrig baute und durch weite Holzflamine mit Deckeln Licht und Luft für die Küche hineinkommen ließ, baute der Alemanne verhältnismäßig viel höhere Häuser mit Einfahrten. Die Burgunderhäuser führen ihrer niedrigen Form wegen den Namen „Tätschhäuser“. Außer dem fast ebenen Dach ist für sie im Plan charakteristisch der lange schmale Hausgang, von dem eine Türe in das Wohnzimmer und eine folgende in die Küche führt. Eine Burgunderhaustüre ist etwas Seltenes. Sie hat keine Fenster, ist mit großen Steinen gepflastert und der Herd ist hin und wieder noch nach Art der „Chessigruebe“ in den Alphütten von einem Steinmäuerchen umgeben. Über ihm geht ein gewaltiger quadratischer Rauchfang in die Höhe; sein Durchmesser beträgt unten oft über drei Meter, während er sich oben bis auf einen halben Meter verengert. Eine dicke Holzstange geht der Seitenwand nach hinauf und ist oben mit dem Deckel verbunden; je nachdem man sie unten höher oder tiefer festigt, wird der Deckel auf dem Kamin geöffnet oder geschlossen. Wenn die Hausfrau etwas suchen



Bi der Ööli im Luubbach (ineinandergeschachtelte häuser, romanische Bauart).

oder wenn die Familie in der Küche essen muß, wird die Stange gehoben und ein mildes, weißes Licht strömt in den fensterlosen Raum. Abends und bei schlechtem Wetter schliezt man den Kaminschlitz und das Petrollicht erhellt gemeinsam mit dem Herdfeuer die Küche.

Ganz klar und durchsichtig erscheint der Gedankengang eines Burgunders beim Bau seines Hauses: auf der einen Seite des Ganges die Wohnungen, auf der andern die Stallungen. Einem Bürger des Mittellandes oder des Emmentales fällt sofort dieser Gang auf, der sich mitten durch das ganze Haus hindurch zieht und sich hier oft auch bei Häusern findet, die sich äußerlich in nichts von der Emmentalerbauart zu unterscheiden scheinen. Während sich Wohnhälften und Stallhälften so viel strenger trennen als im Mittelland — es führt nie eine sogenannte „Wolfstüre“ von der Wohnung in Stallräume —, sind die Stuben ursprünglich mit der Küche vereint gewesen, bis sie dann, konzentrisch um den Feuerplatz angeordnet, diesem allen Ausblick nach außen genommen haben. Etwa vom Jahre 1700 an scheint wieder das vernünftige Bestreben erwacht zu sein, der Küche auch von außen her Licht zuzuführen und nach einer Seite hin führt in den Bauten des 18. Jahrhunderts wenigstens ein Fenster von der Küche weg ins Freie. Fensterlose Küchen finden sich in der Schloss-

gasse, auf dem Bühl — dieses Haus wird nächstens abgebrochen — und in der Unterkengasse.

Eine zweite interessante Leistung der Baumeister Schwarzenburgs sind die Speicher. Blockhausspeicher gibt's aber keine mehr, trotzdem einige zweihundertfünzigjährig sein mögen. Die ältesten mit Jahren stammen aus den Jahren 1677 und 1684. Sie sind aus gesagten Balken in Blockhausart zusammengefügt und stehen — wiederum im Gegensatz zu den Speichern des Mittellandes, auf so hohen Steinpfeilern, daß unter ihnen die Leiterwagen bequem Platz haben. Herr Lüthi, der bekannte bernische Alemannenforscher, deutet in einer seiner Schriften darauf hin, daß ursprünglich jeder Speicher als Vorratskammer so eingerichtet gewesen sei, daß man ihn im Kriegsfall durch Wegschlagen dieser Steinpfeiler einfach auf den darunterstehenden Wagen fallen lassen und auf diesem flüchten konnte. Daß im Gebiet des Amtes Schwarzenburg noch viele hochgehobene Speicher sind, wäre eine Bestätigung von Lüthis Annahme, weil dieses Gebiet als Grenzbezirk viel länger feindlichen Angriffen ausgesetzt geblieben ist als das Land rechts der Aare.

Einige dieser Speicher sind bewohnt, trotzdem sie ohne Fenster sind. Neben der Armut röhrt die unverhältnismäßig große Volksdichte nicht nur des Dorfes, sondern überhaupt der Gemeinde — sie beträgt 134, während die der Schweiz 92 beträgt — von dem Burgernutzen her, der für Schwarzenburger jährlich etwa 180 Fr. ausmacht. Nun war der Bezirk, in dem sich die Burger ansiedeln mußten, früher sehr eng umschrieben, und da zur Nutzung des Burgerrechts nur Leute mit „eigenem Licht und eigenem Herd“ berechtigt sind, wurde jeder Winkel als „Wohnung“ eingerichtet, kleine Wohnungen noch einmal geteilt und mit einem zweiten Feuerherd versehen, um zwei nutzungsberechtigte „Familien“ zu schaffen. Aus der großen Menge einzestehender Leute, die für sich allein lohen, erklärt sich denn auch die niedrige Zahl von durchschnittlich 4,2 Gliedern, die eine Familie bilden; eine so niedrige Durchschnittszahl der Haushaltsglieder hat einzigt die Stadt Bern in ihren innern Teilen aufzuweisen! So ist es auch möglich, daß in einem „Tätschhaus“ von etwa 150 Quadratmetern Grundfläche sieben Mieter wohnen. Unentwirrbar werden so auch die Besitzverhältnisse. Jeder sucht sich nämlich mit der Zeit seine Wohnung zu kaufen. Das kürzlich abgebrannte Haus, dessen Türbalken mit der eingehauenen Inschrift gerettet und ins Historische Museum gebracht wurde, gehörte



Im Vordergrund ein typisches Burgunderhaus („Tätschhütte“); weiter zurück Bauernhäuser mit alemannischem Typus zeitweise vier Besitzern, trotzdem es doch nur zwei Küchen hatte.



D's Luubbach-Schmittli.

Die Inschrift dieses Hauses, die in Friedlis „Bärndütsch“ fehlt, lautete:

„In Gottes Namen geh ich aus,
Oh Herr, regier' hüt min ganzes Haus.
Die Husfrau und die Kinder min,
Laß dir, oh Gott, befohlen sin.“ (1697.)

Anderer Hausinschriften im Dorfe lauten:

„Wan einer kommt und sagen kann,
Er habe allen recht getan,
So bitt ich ihn in allen Ehren!
Er woll mich diese Kunst auch lehren.“ (1806.)

„In dieser Welt wird nichts gemacht
Es wird verspottet und veracht
Also wirds diesem Haus geschehen

Die allzeit wider das gute streiten.
Die wenig gelehrt und nichts erfahren
Die thun auch nicht des Tadels sparen.“ (1806.)

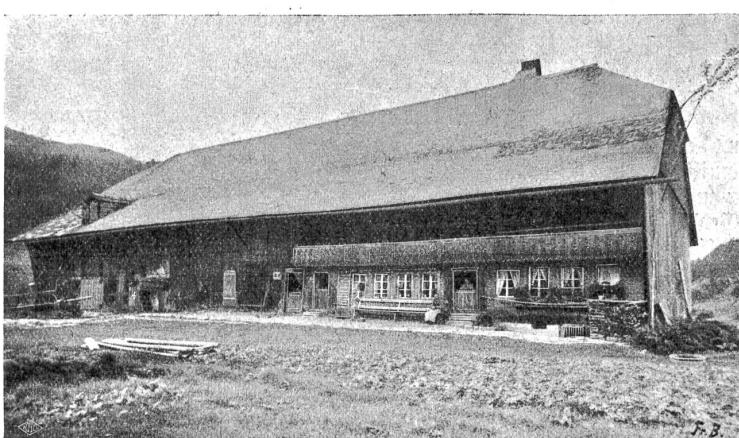
„Wenn wier Gehn zu disen Thoren
Aus und Ein Herr Iessu Du Wollest
unser Anfang, Mittel und Ende Sehn.“ (1758.)

„Gleich wie die Früchte In die Schüren
Werden Gesammelt.
Ein So führe uns Herr Iessu Zu Dier
In Himmel Ein.“ (1758.)

„Wär Hie Auf Erden Ein Hauß Will
Bauwen, Der Stelle Auf Gott all
Sein vertrauen Rüfe Gott und den
nächsten Zum ghilfen an so
Wirth ein Glücklichen Vortgang
Han.“ (Jahrzahl fehlt.)

„Wer ein und ausgeht durch die Tür
Der soll gedenken für und für, das
unser Heiland Iesus Christ
Die rechte Tür zum Himmel ist.“ (1799.)

Als vor einigen Jahren der vorzügliche Kenner des schweizerischen Baustils, Professor Weese aus Bern, nach Schwarzenburg kam und in den kleinen Gäßchen und Winkeln herumgeführt wurde, rief er an mehreren Orten aus: „Aber das ist doch gar nicht bernisch, das ist ja das Wallis; das ist mehr romanisch als germanisch!“ Zweierlei führt diesen Eindruck herbei: einmal die ganze Anlage des Dorfes um Dorfplätze mit Brunnen und sodann das ineinander schachtern der Häuser wie es im Wallis und dem Genfersee nach bräuchlich ist. Vom Bahnhof her in die Bernstraße einschwenkend, kommt man auf den ersten



Gueteme'shuus. (Ein „Vielfamilienhaus.“)

Daz es dem Spott nicht wird entgehen.
Insonderheit bei denen Leuthen

dieser Plätze gleich oberhalb der Wirtschaft zur Post, vor dem eigentlichen Dorfplatz mit der Linde. Hier treten die Häuser weit zurück, der Platz erinnert lebhaft an die Hauptstraße von Romont. Der heutige Dorfplatz dagegen ist neuern Datums und wir gehen kaum fehl, wenn wir den ursprünglichen mehr in westlicher Richtung, am Eingang zum altertümlichen *Thangägli*, vermuten. Dort ist denn auch, wie mir mitgeteilt wurde, 1798 der Freiheitsbaum aufgestellt worden, ziemlich genau vor der Tuchhandlung des Herrn Dubach. — Jeder Besucher des Dorfes findet bei sorgfältiger Beachtung der alten und neuen Bauten diese Anordnung der Häuser um große Brunnenplätze wieder heraus. Wir finden sie auch in Weilern wieder. Einer der schönsten Speicher in Stumpfs Sammelwerk, aus Elisried, steht an einem solchen Platz. Ihm flankieren zwei breite niedere Wohnhäuser und ein Ofenhaus schließt die entgegengesetzte Seite ab.

Von den Einschachtelungskünsten der alten schwarzenburgischen Baumeister zeugt schon der Aufgang zum „*Chäppeli*“, der aus dem Jahr 1466 stammenden Kapelle unseres

Dorfes. Rechts begleiten den Aufsteigenden Häuser und Gartenmauern, ganz wie etwa in Montreux, und dazu passen die „geschlagenen Steine“, mit denen der Aufgang gepflastert ist. Diese Art, einen steilen Weg zu pflastern, fehlt in alemannischen Orten durchwegs, ist aber in romanischen Gebieten das gewöhnliche. Ein Blick vom hölzernen Türmchen der Kapelle, dessen Konstruktion nur mit schlesischen Holzbauten verglichen werden kann, wie der fundige Hunziker bemerkt, zeigt uns ein Walliser-Gewirr von Häusern, von denen einige im Gehränge nicht einmal rechtwinklig aufgeführt werden konnten!

Leider ist das heutige Dorfbild durch einige Neubauten in seiner Harmonie gestört. Es wurde wenig, oder besser gesagt gar keine Rücksicht darauf genommen, was ins Straßebild paßt. Glücklicherweise steht das „neue“ Schulhaus (1903) ziemlich vom Dorf entfernt. Auf diesen Gipfel der Geschmaclosigkeit und seinen Bauleiter wurde der Vers gemacht: „Königer ist a Türlstock u ds Schuelhus ist as Tütschi.“ Wer es einmal gesehen hat, billigt das Urteil aus dem Volksmund.

† Goswina v. Berlepsch

(geboren 25. September 1845 in Erfurth, gestorben 10. April 1916 in Wien).

Nicht von ihren Werken soll die Rede sein. Das mögen Berufener tun. Ihr als Mensch seien ein paar schlichte Worte gewidmet.*)

Es eint sich in der Verstorbenen in selten glücklicher Weise scheinbar Entgegengesetztes. Drei Dinge vor allem haben an ihrem Werden teilgenommen und drei Dinge sind es, die ihr Wesen geformt und ihrem Schaffen die Richtung gegeben. Sie ist deutscher Herkunft. Mag auch auf den bewußt aufnehmenden Menschen das ennetheinische Deutchtum mehr in seinen künstlerischen und literarischen Vorbildern eingewirkt haben als in unmittelbarer Berührung, so vermittelte doch ihr engster Familienkreis viel von den alten Traditionen, welche die Zeit vor dem Revolutionsjahr 1848 gepflanzt und welche mit dem Wechsel der staatlichen Zugehörigkeit nicht fallen konnten. — Die jüngere Generation, die Geschwister fühten schon in Schweizer Erde; aber die Eltern — ihr Vater, der bekannte Schriftsteller H. A. von Berlepsch, einem alten Geschlecht Mitteldeutschlands entsprossen, die Mutter aus süddeutschem Stadtbürgertum — waren beide auch herzlich einfache Leute — Demokraten ihrer Gefinnung nach —, so lebte in ihnen doch etwas von altem Familienstolz fort, nicht in jener unfruchtbaren und manchmal etwas lächerlichen Art, die wir auch heute noch da und dort beobachten können, sondern jener Stolz, der sich in erster Linie auf das befreit, was die Familie geleistet und was man ihr daher an Tüchtigkeit und Menschen-tum selber schuldig sei. Von solchem Schlag waren ihre Eltern.

Gerade sie, Goswina, war es, die so recht in der Familie lebte, die man beinahe das Schöfkind der Familie nennen möchte. Aus ihren Erzählungen ging es hervor und ihre Geschwister bekannten es ohne Eifersucht und Groll, daß sie durch ihre warme frische Art daheim mitgeholfen habe, Sorgen, die in jenen St. Galler (1848—1860) und Zürcher Zeiten (1860—1883) mehr als einmal drohend heraufzogen, wieder zu verscheuchen. Ihre Eltern waren ja gezwungen, sich eine völlig neue Existenz zu gründen, nachdem die Revolution die alte vernichtet, und die Kinder

könnten nicht bei Seite stehen, sondern mußten mit Hand anlegen, jedes in seiner Art und nach seinen Kräften. Da mag gerade ihr lebensharteres Gemüt manche Stunde erträglicher gemacht haben. — Allem Schweren zum Trost hat sie sich ihrer Jugend gefreut. Wenigstens, wenn sie von ihrer Zürcher Zeit plaudert, wenn sie lachend steht, wie sie den Bruder dann und wann bei nächtlichen Studentenstreichen heimlich unterstützt und ihre helle Freude daran gehabt, und wenn sie von ihren Bergen spricht, die über den See hinweg in ihre Jugend hineingeglänzt und die sie drum zeitlebens geliebt, so steht in diesen paar hellen Zügen der ganze spätere Mensch vor uns. — Ihr Vater liebte sie über die Maßen; jener ernste, strenge Mann, dem Pflichtgefühl über allem stand: ihr gegenüber war er milde, und auch das ist vielleicht zum Teil ihrer künstlerischen Entwicklung zugute gekommen.

Neben der Familie ist es der Zürcher Kreis ihrer Jugend; er muß mächtig auf sie zurückgewirkt haben. Zürich war damals ein Zentrum deutscher Geistesfultur. Es lebten dort Semper und Wagner und Gottfried Keller und



† Goswina v. Berlepsch.

* Anmerkung. Zur Orientierung erinnern wir immerhin an die schönen Erzählungen „Fakohé“, „Der Treubund“ und an Novellenband „An Sonnengeländen“. Zahlreiche andere, in Zeitschriften da und dort erschienenen Erzählungen der fleißigen Schriftstellerin mögen unseren Lesern im Gedächtnis geblieben sein. In der „Berner Woche“ erschien kürzlich die Novelle „Schuls“. Eine treffliche Würdigung ihrer literarischen Tätigkeit von Ad. Gachnang ist kürzlich in der „Neuen Zürcher Zeitung“ erschienen. (Die Red.)

noch mancher andere, mit dem sie persönlich in Berührung stand oder mit dessen Umgebung sie sich doch verbunden fühlte. Gottfried Keller mag sie mit am stärksten beeinflußt haben. Durch alle ihre Sachen geht ein Zug künstlerischer Anschaulichkeit, gemütlicher Behäbigkeit und witziger Seelen-